

**Lebensweltliche Sozialisationsprägungen
als Ressource erwerbsbiographischer
Transformationsarbeit: erwerbsbiographische
Deutungsmuster ostdeutscher Ingenieure**

Schwarz, Anna; Valerius, Gabriele

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schwarz, A., & Valerius, G. (2000). Lebensweltliche Sozialisationsprägungen als Ressource erwerbsbiographischer Transformationsarbeit: erwerbsbiographische Deutungsmuster ostdeutscher Ingenieure. *BISS public*, 29(1), 5-37.
<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-33486>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Lebensweltliche Sozialisationsprägungen als Ressourcen erwerbsbiographischer Transformationsarbeit

Erwerbsbiographische Deutungsmuster ostdeutscher Ingenieure

ANNA SCHWARZ/GABRIELE VALERIUS

1. Problemstellung

Zehn Jahre Transformation in den neuen Bundesländern - das sind auch massenhafte, millionenfache Neuorientierungen der Menschen in Erwerbsformen und Beruf. Mehr als die Hälfte der ostdeutschen Erwerbsfähigen hat seit 1990 berufliche Veränderungen der unterschiedlichsten Art durchlaufen (Hradil/Pankoke 1996, Bertram 1995), sei es in Gestalt regionaler Mobilität, als Wechsel des Betriebes, der Branche oder des Berufes, als Status- oder Kompetenzveränderungen bei äußerlicher bzw. institutioneller Kontinuität, als Umschulungen, Weiterbildungen, ABM-Passagen, als Übergänge in die Selbständigkeit oder als langfristiges Ausscheiden aus dem Erwerbsleben. Dieser rasche und umfassende Wandel bisheriger Beschäftigungsformen verläuft allerdings vor einem doppelten Horizont: zum einen wurden die früheren Strukturen der DDR-Arbeitsgesellschaft möglichst rasch aufgelöst und den bundesdeutschen Beschäftigungsstrukturen angepaßt; zum anderen befinden sich die traditionellen Erwerbsmuster der bundesrepublikanischen, postindustriellen Gesellschaft selbst in einem spürbaren Umbruchsprozeß. Bisherige erwerbsbiographische Kontinuitäten und Gewißheiten geraten auch in den alten Bundesländern in einen beschleunigten Tausch und erfordern ein ganz neuartiges individuelles Risikomanagement: berufliche Karrierepfade, die Anerkennung von Bildungstiteln als Eintrittskarte in ein gesichertes Erwerbsleben, der Nutzen gediegener Professionalisierung, langjährige Treue zu einem Unternehmen oder einem Beruf - all das geriet ansatzweise schon seit den 80er Jahren in einen Strudel von Flexibili-

sierung und Unsicherheit. Dieser Strudel beschleunigt sich jedoch nun durch die Europäisierungs- und Globalisierungstendenzen in Wirtschaft und Gesellschaft.¹

Man mag darin einen modernisierungstheoretisch plausiblen Individualisierungsprozeß sehen, der neue Spielräume, Chancen und Herausforderungen bietet. Man wird sich allerdings fragen müssen, mit welchen soziokulturellen Voraussetzungen, mit welchen Handlungsdispositionen und beladen mit welchem wertrationalen Sinn-Gepäck von Beruf und Erwerbsarbeit Menschen diesen Umbruch jeweils bewältigen, wie sich ihr Lern- und Anpassungsprozeß selbst vollzieht.²

Die Frage nach den Handlungsdispositionen von Menschen angesichts eines solch gravierenden Wandels, angesichts der Destandardisierung von Lebensläufen und Erwerbsformen; die Frage nach der Rückbeziehung diesbezüglicher Handlungsdispositionen auf Prä-Dispositionierungen in bisherigen gesellschaftlichen Kontexten, beide Aspekte verdienen somit ein generelles Interesse, das über postsozialistische Transformationsgesellschaften hinausreicht.

Für die Menschen in den neuen Bundesländern kommt dieser doppelte Wandel insofern als besondere Lern- und Herausforderung daher, als die Gebundenheit des gesamten Lebens und Lebensentwurfs an Erwerbsarbeit als ein für die DDR-Gesellschaft häufig beschriebenes und kaum mehr bestrittenes Essential gilt (siehe Martin Kohlis Begriff der „Arbeitsgesellschaft“: Kohli 1994). Vielfach thematisiert sind die abhängige Erwerbsarbeit als nahezu einzige Einkommensquelle, der Betrieb als sozialpolitisches Zuteilungszentrum (von der Kinder- und Gesundheitsbetreuung bis hin zu Bildungschancen und Freizeitangeboten), als Disziplinierungs- und Erziehungsinstanz, aber auch als Kommunikationsort und kollektive „Wir“-Festung der Arbeitenden vor politischen Zumutungen, als Kern der Vergesellschaftung „von der Wiege bis zur Bahre“.

Das massenhafte Wegbrechen der früheren DDR-spezifischen Beschäftigungsstrukturen, der mit der Transformation und der Globalisierung doppelt beschleunigte Übergang von weitgehend geschlossenen zu offenen Strukturen des Erwerbslebens, ist für uns Anlaß zur der Frage, wie die Menschen in den neuen Bundesländern ihre erwerbsbiographische Selbstverortung nunmehr vornehmen, welche Erfahrungen und Sinnstützen sie dabei explizit und implizit heranziehen,

1 Dies zeigt z.B. Klaus Kraemer für die tendenzielle Entwertung kultureller Kapitale Kraemer (1997).

2 Letzteres untersucht z.B. Gerd Mutz besonders für die alten Bundesländer (Mutz 1995), und Sennett beschrieb es jüngst sehr plastisch für die USA (Sennett 1998).

an welche früher erworbenen Handlungsdispositionen sie anknüpfen, was sich dabei heute eher als Ressource oder als Restriktion erweist. Es geht uns dabei nicht um die Bewertung gelungener oder mißlungener Anpassungsprozesse und auch nicht um deren Quantifizierung. Es geht uns vielmehr um die Differenziertheit, um die Bandbreite latent verfügbarer Ressourcen für erwerbsbiographische Selbst-Identifizierung und Neuorientierung angesichts gravierender Handlungsprobleme.

Nach solchen latenten Ressourcen überhaupt zu suchen, ist insofern keine Selbstverständlichkeit als vielfach den Ostdeutschen eine ausgeprägte Ich- und Entscheidungsschwäche zugeschrieben wird: eine abwartende, passive, obrigkeitsfixierte, werte-konservative Grundhaltung, eine Neigung, Erfolge oder Mißerfolge weniger sich selbst als fremden Mächten zuzuschreiben, zumindest aber durch den Rückbezug auf kollektive Massenschicksale zu entdramatisieren; ein sozialstaatsfixiertes Obhutsbedürfnis als Modernisierungs- bzw. Individualisierungslücke, die sie noch im Transformationsgeschehen als Altlast aus der alten Gesellschaft vor sich her tragen. Deswegen falle es ihnen ihnen besonders schwer, flexibel auf die neuen Erfordernisse in Wirtschaft und Gesellschaft zu reagieren und eigene, selbstbestimmte Lebensentwürfe zu entwerfen und zu verfolgen (Maaz 1990, Engler 1994).

2. Theoretische Kontexte

Das Interesse an den Prä-Dispositionen der Menschen für die Herausforderungen des ostdeutschen Transformationsprozesses spielt gegenwärtig gerade in solchen Untersuchungen eine zunehmende Rolle, die scheinbar von der hier skizzierten Thematik erwerbsbiographischer Handlungspotentiale fernab liegen: Seit Mitte der 90er Jahre beobachtete die Wertorientierungs- und Meinungsforschung für einige ostmitteleuropäische Transformationsgesellschaften ein Abflauen der anfänglich hohen Zustimmung zu Grundwerten von Marktwirtschaft und pluralistischer Demokratie, eine zunehmend kritische Bilanz des Transformationsgeschehens selbst und ein Revival sozialismustypischer Gleichheits- und Gerechtigkeitsnormen. Seitdem scheint auch für den ostdeutschen Fall die Frage wieder offener bzw. kontroverser als noch 1990/91, wie umfassend, wie rasch und wie stabil sich die Menschen hier den Institutionen und Wertorientierungen der Bundesrepublik angenähert haben, oder aber wie gewichtig und längerwir-

kend mit ostdeutschen Sonder-Wahrnehmungen, Positionen, Handlungsdispositionen und Identitäten zu rechnen ist³, die zugleich als Transformationsblockaden, als Verweigerungspotentiale wirken könnten. So ergaben verschiedene repräsentative quantitative Erhebungen auch in den neuen Bundesländern eine ab ca. 1995 konstatierbare, kritischere Wahrnehmung der neuen gesellschaftlichen Institutionen und Werte und parallel dazu ein posthume Aufwertung der staatssozialistischen Vergangenheit, insbesondere in ihrer sozialen Dimension. Im Jahr 1995 konstatierte man eine tendenziell bröckelnde Sympathie „zum Wirtschaftssystem der Bundesrepublik“ insgesamt. Von 77 Prozent im Frühjahr 1990 sank der Anteil der ostdeutschen Sympathisanten kontinuierlich auf 54 Prozent 1991/92 (übrigens der bislang recht stabile westdeutsche Durchschnittswert) und 34 Prozent im Sommer 1995 ab (Köcher 1995). Dieser Befund war zugleich verbunden mit dem Bemühen, differenzierter nach den Werteassoziationen zu fragen, die die jeweilige Bevölkerung mit „Markt-“ oder „Planwirtschaft“ verbindet. Bestätigt fand man, daß die dominante Assoziation der Ostdeutschen zur Planwirtschaft „soziale Sicherheit“ lautet (mit 73 Prozent Nennungen), und zur Marktwirtschaft „Warenangebot“ (99 Prozent). Aber schon die zweitstärkste Assoziation zu Planwirtschaft bei den Ostdeutschen besteht in „Leistung“ (53 Prozent), gefolgt von „Menschlichkeit“ (50 Prozent), „Erfolg“ (37 Prozent) und „Gerechtigkeit“ (35 Prozent). Die Marktwirtschaft hingegen assoziieren die Ostdeutschen an zweiter Stelle mit „Arbeitslosigkeit“ (94 Prozent), an dritter mit „Leistung“ (89 Prozent), und an vierter mit „Egoismus“ (86 Prozent). „Erfolg“ rangiert für die Marktwirtschaft auf Rang 5 (mit 74 Prozent), während „Gerechtigkeit“ mit nur 14 Prozent der Nennungen nach „Menschlichkeit“ (9 Prozent) den vorletzten Rang der Assoziationen bei den Ostdeutschen einnimmt.

Hierin könnte man einerseits eine Verarbeitung des Transformationsgeschehens selbst sehen, eine aktuelle Negativfolie zu jüngsten, eigenen Erfahrungen mit Beruf, Erwerbsarbeit und marktwirtschaftlichen Institutionen seit 1990. Andererseits könnte hierin aber auch eine implizite Identifikation mit Erwerbserfahrungen als Kern der Lebenserfahrungen im alten System zum Vorschein kommen und an Relevanz gewinnen, die durchaus die Wahrnehmung von partiellem damaligen Erfolg und Leistung in der früheren Gesellschaft einschließen. Insofern die Planwirtschaft deutlich kritischer in Punkten wie „Lohnhöhe“ (16 %),

3 Daß dies beileibe nicht nur eine wissenschaftlich oder politisch interessante Frage bleibt, dokumentierte das Expertentreffen der Werbebranche mit Kulturwissenschaftlern in Leipzig, die Ende 1996 zu dem Ergebnis kamen: „Es gibt ihn, den Verbraucher Ost“ (Gibas 1997).

„Freiheit“ (18 %) und „Wohlstand“ (21 %) bewertet wird, haben wir es hier auch nicht mit einem generell „nostalgischen“ Blick zu tun⁴ (Köcher 1995).

Zur Interpretation und Erklärung dieser neueren Trends in der Einstellung der ostdeutschen Bevölkerung liegen nunmehr verschiedene Ansätze vor. So gibt es beispielsweise auch die eher sozialpsychologisch orientierte Erklärung eines Beharrungsversuchs auf Würde und Identität (Huinink/Häder 1997). Soziologisch zentral scheint gegenwärtig gerade der Streit um die Anwendbarkeit der Sozialisationstheorie: Signalisiert dieser Meinungsumschwung der Bevölkerung in erster Linie ein Sich-Zurückbesinnen auf tradierte, sozialisatorisch verfestigte und langfristig gültige Wahrnehmungsmuster aus der Zeit des Staatssozialismus („Sozialisationshypothese“) oder signalisiert er in erster Linie die Verarbeitung der Transformationserfahrungen selbst, also die konkret erlebten Veränderungen im eigenen sozialen Status, vor allem durch das Risiko der Arbeitslosigkeit („Situationshypothese“) und auch die fremdbestimmte Durchsetzungsweise der neuen Institutionen, einschließlich der Wahrnehmung eines West-Ost-Gefälles in bezug auf die ökonomischen Lebensbedingungen und die politische Gleichbehandlung („kollektive Diskriminierungshypothese“) (siehe zu diesen Thesen zusammenfassend Pollack/Pickel 1998).

Welcher dieser Hypothesen man auch zuneigt, in diesem skizzierten Forschungsstrang besteht übereinstimmend das hauptsächliche Bemühen jeweils darin, die heute quantitativ meßbare Prägekraft „alter“ oder „neuer“ Wertorientierungen und Erfahrungen zu ermitteln, um so die bessere Erklärungskraft der einen oder anderen Hypothese zu demonstrieren. Dabei gelangt man letztlich zur Abwägung unterschiedlicher Einflußstärken von Faktoren bzw. Faktorenbündeln, die auf einem vorab typisierten Abfragekatalog basiert, räumt der jeweils anderen Hypothese immerhin partielle Gültigkeit ein, bleibt aber als Fazit strenggenommen bei einem „Sowohl als auch“ mit je unterschiedlichen Nuancierungen.

Wir wollen hier weder auf inhaltliche noch auf methodische Aspekte dieser Forschungsrichtung eingehen.

4 In der Werteforschung selbst findet man verschiedene, selbst in ein und derselben Analyse nicht immer konsequent verfolgte Interpretationen, warum eine bestimmte, erfragte Wertorientierung eine besonders hohe Zustimmung bei den Probanden findet: a) kann es die positive eigene, frühere Erfahrung oder b) neue, positiv überraschte Erfahrung damit sein, c) kann es gerade die generelle Wertschätzung als defizitäres, kostbares, idealerweise anzustrebendes Gut sein, d) kann es die explizite Negativfolie zu eigenem, aktuellen oder auch zu e) früherem Erleben sein (Pollack/Pickel 1998).

Unsere Defizitwahrnehmung in derartigen Diskussionen um die Bedeutung möglicher „sozialer Altlasten“ aus der Zeit des Staatssozialismus folgt eher einer anderen Logik, bewegt sich auf einer anderen Ebene, stellt andere, offenere Fragen, zielt eher auf Erklärung als auf Messung ab. Uns interessiert weniger die Ermittlung der heute meßbaren Nuancierungen, die wir zudem für relativ instabil und konjunkturabhängig in einem weiteren, nicht nur ökonomischen Sinne halten (so zeigen sich mitunter abweichende Ergebnisse in Wertebefragungen in verschiedenen Transformationsgesellschaften in zeitlicher Nähe zu Wahlen oder auch medienwirksamen politischen Ereignissen). Diese Messungen des „Wie stark“ der unterschiedlichen Prägungen scheint uns weniger geeignet für längerfristige, grundlegende Erklärungen von latent weiterwirkenden Sozialisationsprägungen, die in unterschiedlichen Situationen unterschiedlich expliziert werden können. Uns interessieren gerade die unter der Expliztheit liegende Ebene latenter Prägungen, die konkrete Formenvielfalt der Sozialisation, die Art und Weise der Wahrnehmungs- und Handlungsprägungen, in diesem Fall gerade durch das Leben in der DDR-Gesellschaft, und die evtl. hieraus bis in die Gegenwart reichenden Handlungsprädispositionen.

Daher favorisieren wir einen qualitativen Forschungsansatz, mit dem es besser gelingen sollte, zu den konstitutiven Zusammenhangsformen der Gesellschaft vorzudringen, zur Genese von Einstellungen und Mustern der Wahrnehmung. In einem solchen Kontext wird einerseits nach deren differenzierter Vielfalt gefragt, und andererseits nach deren aktiver Rolle in Handlungsprozessen. Es wird gewissermaßen für die Erklärung von „Sozialisation“ wie von „Situation“ ein Unterlaufen der jeweiligen Perspektive reklamiert. Damit greifen wir zugleich solche Ansätze und Fragestellungen auf, für die schon recht früh in der Transformationsforschung plädiert wurde (Giesen/Leggewie 1991), und für die differenzierte Argumente erbracht sind: beispielsweise für die Vielfalt von Sozialisationsinstanzen (so Nickel 1992), für strukturelle und institutionelle Differenzierungen (Huinink/Mayer 1993), für ambivalente soziokulturelle Prägungen und Verlaufsformen⁵.

Seither wird in sehr verschiedenen Forschungsansätzen und -projekten systematisch auf das Erfordernis differenzierter Kulturanalyse verwiesen (Neckel 1995), wird die Relevanz vielfältiger Berufsverläufe etc. in der DDR unterstrichen (vgl.

5 Mit einem derartigen Ansatz wurde auch ein Forschungsprojekt zu den neuen Selbständigen im ostdeutschen Transformationsprozeß im Frühjahr 1992 beantragt, an dessen Ausarbeitung und Realisierung wir zeitweilig beteiligt waren (Thomas 1997; Valerius 1996, Schwarz/Liebernickel/Lindig 1992)

die Lebensverlaufsstudien des Max-Planck-Instituts, so etwa Huinink/Mayer u.a. 1995), die analytisch aufschlußreiche Rolle lokaler Kontexte (Neckel 1992) wie die eigenartige Persistenz biographischer Prägungen (Bude 1995) oder eben alltäglicher Lebensführungsmuster (Wehrich 1998). Soziologische und sozialhistorische Ansätze haben die konstitutive Differenziertheit und Fragmentiertheit dieser „realsozialistischen“ Gesellschaft unterstrichen (Alheit 1994; Jessen 1995; Kaelble/Kocka/Zwahr 1994; Matthiesen 1998; Pollack/Pickel 1998; Thomas 1993; Woderich 1991).

Dennoch kann dieser - hier nicht vollständige und Heterogenitäten überspringende - Überblick zu anschußfähigen Ansätzen und Fragestellungen nicht darüber hinwegtäuschen, daß derartige Perspektiven eher marginal geblieben sind (vgl. dazu auch Lutz 1997). Dies gilt gerade auch für die Untersuchung unseres Themenfeldes.

Weiterhin scheint uns, in einem Punkt ist der oben skizzierte Streit der Erklärungshypothesen oder selbst der Analyseversuch ambivalenter Strukturen und Institutionen eben noch nicht klar genug fokussiert: In der Frage nämlich, was denn genau die jeweiligen Autoren unter „Sozialisationsprägungen“ verstehen. In vielen Fällen scheint uns „Sozialisation“ in mehrfacher Hinsicht reduziert zu werden: 1) reduziert auf politische Sozialisation (aufgrund der politischen Durchdringung der DDR als politisch „durchherrschte Gesellschaft“, wie Kocka oft kurzschlüssig zitiert wird (Kocka 1994: 547), 2) reduziert auf intendierte Sozialisation, auf systemisch gewollte, in Erziehungs- und Kontrollansprüchen explizit eingeforderte Anpassung (so auch jüngst Meulemann 1998), 3) auf explizit benennbare Einstellungen zu bestimmten Werten oder Institutionen. Überspitzt gesagt: derartige Verengungen verwechseln Indoktrination mit Sozialisation, sie nehmen Fassaden für wirkungsmächtige Realität, sie sitzen posthum dem omnipräsenten Herrschaftsanspruch des alten Systems auf, sie glauben der Inszenierung von Macht mehr als die Bürger dieses Staates selbst es vielfach getan haben und sie fragen zu wenig nach der tatsächlichen Wahrnehmungsfähigkeit der Menschen, die dieses System miterlebt und überlebt haben.

Genau diese drei Verengungen des „Sozialisations“-Verständnisses selbst sind ein Anlaß unserer Bemühungen, die ganze Bandbreite von Wahrnehmungs- und Handlungsdispositionen in Untersuchungen einzuschließen, die nach den Spuren der früheren Gesellschaft für die heutige Lebensbewältigung fragen. Unser Standpunkt lautet:

Zu 1): Nicht nur die politische Sphäre oder Dimension der Prägungen von Denken und Handeln gehört zur sozialisationstheoretisch interessierenden Untersuchung, insbesondere von Anpassungs- oder Differenzattitüden im Transformationsprozeß; das Alltagsleben, die lebensweltliche Einbindung der Menschen schufen eine weit darüber hinausreichende Fülle von Identifikationsankern mit der früheren Gesellschaft, beispielsweise in sozialer oder kultureller Dimension.

Zu 2): In den Sozialisationsbegriff sind intendierte ebenso wie (systemisch, herrschaftsimmanent) nicht-intendierte Prägungen einzubeziehen, die sich ungeplant, teilweise unbewußt, hinter dem Rücken der „Systemgestalter“ durchsetzten, und die, falls sie bewußt wurden, teilweise von den „Systemgestaltern“ wiederum benutzt - also re-intendiert - , teilweise aber bekämpft oder auch ignoriert wurden.

Zu 3): Viele dieser politischen wie apolitischen, intendierten wie nicht-intendierten Prägungen sind explizit und reflexiv verfügbar, benennbar in Gestalt von Wünschen, Wertorientierungen, Handlungsmustern - andere jedoch sind latent abgelagert auf sekundären Bewußtseinssebenen und können erst durch spezielle wissenschaftliche Explikationsverfahren rekonstruiert werden; sie filtern und formen zwar Denk- und Handlungsmuster, sind den Menschen aber nicht bewußt und direkt diskursiv verfügbar (latente Deutungsmuster sozialer Wirklichkeit, latente Sinnstrukturen, Alltagstheorien, „Faustregeln“ für erfolgversprechendes oder risikoreiches Handeln, ungeschriebene Regeln des gesellschaftlichen Verkehrs, die erst im Falle ihrer Verletzung oder Entwertung sichtbar werden).

Es soll hier folglich um die Frage gehen, wie die Analyse von System und Lebenswelt, von intendierten Strukturen und Prädispositionen für die Alltagspraxen zusammengebracht werden. Nun mag es den Standpunkt geben, hier handle es sich um völlig separate Analyseebenen und Erkenntnisziele. Dies ist für einzelne Forschungsfelder und Forschungsinteressen gut nachvollziehbar. Aber eine Pointe für das Verständnis der Transformationsprobleme könnte doch gerade in dem methodologischen Versuch liegen, eine Analyse der tatsächlichen Vermittlungen zwischen System und Lebenswelt, zwischen Herrschaft und Alltagspraxis, anzustreben⁶.

6 Fast genau diesen Anspruch vermutet der Leser z.B. in der jüngsten Buchpublikation des Historikers Stefan Wolle mit dem programmatischen Titel „Die heile Welt der Diktatur. Alltag und Herrschaft in der DDR 1971- 1989“. Jedoch, der z.T. vom Autor selbst bekräftigte Anspruch wird nicht eingelöst, es bleibt auch hier bei einem „Sowohl als auch“ von Herrschaft und Alltag, bei einem Nebeneinandersetzen von System und alltagsweltlichen Be-

Gerade die qualitativ orientierte Soziologie könnte zu zeigen versuchen, auf welche Weise Herrschaft und Alltag, systemische Ansprüche und lebensweltliche Einbindungen konkret miteinander verwoben waren, wie die Menschen mit dieser für sie selbst unhintergehbaren Symbiose umgingen, sie bewerteten, sie selbst mit formten, sie vielfältig reproduzierten. Dabei schließen wir uns einerseits dem weithin akzeptierten „System“-Begriff für die DDR an, der die diktatorische Komplexität der politischen Herrschaftsansprüche, der ideologischen Disziplinierung und auch die paternalistische Sozialpolitik hervorhebt. Andererseits möchten wir den Begriff der „Lebenswelt“ vom häufig verwendeten Begriff des „Alltags“ dahingehend unterscheiden, daß für uns mit „Alltag“ eher das tatsächliche Handlungs-Management der Einzelnen intendiert ist. „Lebenswelt“ hingegen umfaßt die ganze Vielfalt kontingenter Handlungschancen, hebt damit auf die Prädispositionierung der Individuen durch eine vielfach verschachtelte, materiale und geistige Umwelt ab, in der sie sich mittels ihrer relevanten Wahrnehmungsmuster sozialer Tatbestände orientieren und ihr Handeln organisieren (Thomas 1997: 33). Das Interesse an „Lebenswelt“ meint also einen theoretischen Perspektivenwechsel von institutionellen Rahmungen und Prägungen hin zur Akteurs- bzw. Handlungsperspektive (dies teilweise unter Anlehnung an sozialphänomenologische Traditionen; vgl. auch Matthiesen 1998, Srubar 1988).

3. Methodologische Ausgangspunkte und Untersuchungsdesign

Für den von uns präferierten qualitativen Forschungsweg bietet sich in besonderer Weise das rekonstruktive Verfahren der Deutungsmusteranalyse an (in Anlehnung an methodisch ähnliche Verständnisweisen von „Deutungsmustern“ in der interpretativen Sozialforschung, vor allem von Bohnsack, Meuser, Sackmann, Oevermanns früher „objektiver Hermeneutik“, Soeffners „Alltagstheorien“). „Deutungsmuster“ verstehen wir so als kollektiv-geteilte, über-individuelle, milieu-, gruppen- oder gesellschaftsspezifische Wahrnehmungsweisen gesellschaftlicher Wirklichkeit. Sie haben selbst einen objektiven, von den Individuen abgelösten Status, und sie sind den Individuen selbst kaum bewußt. Sie besitzen einen latenten Status, sind zumeist nicht reflexiv verfügbar und expliziert (wie etwa Normen), sondern müssen im intersubjektiven Forschungspro-

dingungen, die Zahlen weiblicher Studierender stehen neben den Zahlen der IM's, und Wölle entläßt den Leser zwar mit partiell präzisierten Erinnerungen, aber auch mit dem eigentlich bekannten Fazit einer durchweg schizophrenen Gesellschaft, in der „alle ... gleichzeitig Mitläufer und im Widerstand (waren)“ (Wölle 1999:336).

zess aus Texten unterschiedlichster Qualität rekonstruiert werden. Ihre Funktion besteht in der Selektion und Bewertung der Wahrnehmung gesellschaftlicher Tatbestände sowie in der Prä-Dispositionierung für aktuelles oder künftiges Handeln. Sie verarbeiten die Alltagserfahrungen des eigenen Lebens und früherer Generationen und besitzen eine längerfristige, relative Stabilität. Insbesondere stellen sie Antworten auf akute Handlungsprobleme dar, werden also besonders in Phasen gesellschaftlichen Umbruchs oder individueller Handlungsherausforderungen „aktiviert“ und für Handlungsentscheidungen herangezogen (Meuser-Sackmann 1997, Oevermann 1993, Soeffner 1992). Insofern können sie für die Analyse der eingangs genannten doppelten Umbrüche von Erwerbsmustern, gerade in Transformationsgesellschaften, besonders produktiv sein.

Mit diesem methodologischen Ansatz versuchten wir uns der eingangs skizzierten Problemstellung in zwei aufeinander bezogenen, empirischen Forschungsprojekten zu nähern⁷.

In beiden Fällen wählten wir eine solche Untersuchungsgruppe aus, die aufgrund ihrer technischen, relativ hohen Qualifikation und ihrer relativ geringen Nähe zum politischen System der DDR vermutlich vergleichsweise günstige Chancen für eine Neuorientierung in den Nach-Wende-Beschäftigungsstrukturen haben würde. Dies waren Ingenieure aus der Mikroelektronik, mit Hoch- oder Fachschulabschluß. Untersuchungsraum war die Region Berlin-Brandenburg. Als unabhängige Variable wählten wir die Alterskohorte (zum Zeitpunkt der Wende zwischen 30 und 40 Jahren alt); Männer waren in beiden Projekten deutlich überrepräsentiert; einzelne Fraueninterviews nutzten wir partiell als zusätzliche Kontrastierung.

Im ersten Projekt „Berufliche Mobilität und erwerbsbiographische Deutungsmuster Brandenburger Ingenieure“ gingen wir von identischen Ausgangspositionen der Probanden aus, nämlich von der Tätigkeit in derselben Forschungs- und Entwicklungsabteilung eines mikroelektronischen Großbetriebes Ende 1989/Anfang 1990. Wir ermittelten den beruflichen Verbleib für ca. 550 dieser Personen (das sind fast 90 Prozent der Ingenieure dieser Abteilung) zum Zeitpunkt 1996/97 und unterschieden dabei drei vorwiegende Ankunftsfelder: a) betrieblichen oder beruflichen Wechsel in andersartige abhängige Beschäftigung,

7 Diese beiden Projekte wurden im Rahmen des Frankfurter Instituts für Transformationsstudien an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder) von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert. Antragsteller bzw. Bearbeiter waren im ersten Fall Anna Schwarz und Gabriele Valerius, im zweiten Fall Anna Schwarz und Mathias Weber.

b) Übergang in die Selbständigkeit, c) Aussteuerung aus dem Erwerbsleben (Arbeitslosigkeit).⁸ Innerhalb dieser drei Ankunftsgruppen führten wir insgesamt 24 leitfadengestützte, gering strukturierte Interviews (nach dem Auswahlprinzip größtmöglicher Kontraste innerhalb der jeweiligen Ankunftsfelder) mit der zentralen Frage nach der Erwerbsbiographie. Diese Interviews wurden kontextualisiert, anonymisiert, voll verschriftlicht und anschließend auf Deutungsmuster hin interpretiert (dies besonders in Anlehnung an die objektive Hermeneutik). Unsere Suche galt sowohl eventuellen ankunftsfield-typischen als auch übergreifenden Deutungsmustern und Sinnkonstruktionen zu Arbeit, Beruf und Erwerbstätigkeit, die die berufliche Neuorientierung im Prozeß der Transformation begleiteten.

Im zweiten Projekt „Kooperative Kompetenzen von Unternehmensgründern der Informationstechnik-(IT)Branche im Raum Berlin-Brandenburg“ wurde eine vertiefende Studie zu den Handlungspotentialen in der Ankunftsgruppe der Selbständigen angestrebt. Befragt wurden insgesamt ca. 50 Ingenieure desselben Qualifikationsniveaus, derselben Branche und Alterskohorte wie im ersten Projekt. Die internen Kontraste haben wir hier allerdings, auch aufgrund der weiterführenden Fragestellung nach Kooperationsmustern und Kooperationserfahrungen, anders gesetzt: Hier bildeten wir folgende Kontrastgruppen: Berliner versus Brandenburger Unternehmensansiedlungen, erfolgreiche versus gescheiterte Gründer, ostdeutsche versus westdeutsche Sozialisation, Auffälligkeit versus Unauffälligkeit in Kooperationen. Die (ebenso anonymisierten, voll verschriftlichten) Interviews waren ebenfalls leitfadengestützt, aber stärker strukturiert und entwickelten sich teilweise zu Expertengesprächen, so daß sie in einigen Fällen stärker auf ihre inhaltsanalytischen Ergebnisse als auf latente Deutungsmuster hin auswertbar sind.

Die hier gewählte Darstellungsweise von Teilergebnissen dieser beiden Projekte kann angesichts des begrenzten Umfangs keinesfalls eine vollständig nachvollziehbare Rekonstruktion des Forschungsweges leisten. Insbesondere kann hier der aufwendige Prozeß der Deutungsmusterrekonstruktion nicht vollständig abgebildet werden, denn er basiert, neben ausgiebigen Einzelfallrekonstruktionen und Kontextualisierungen, vor allem auf der - in Interpretationssitzungen realisierten - Generierung möglichst vielfältiger und gegensätzlicher Hypothesen (als Auslegungsarten von Textstellen aus den Interviews) sowie deren Verifizierung

8 Ausführlichere Ergebnisse der Verbleibsstudie in Valerius 1998 und Schwarz/Valerius 1998.

oder Falsifizierung am weiteren Textmaterial. In der folgenden, stark verknappten Darstellung zeigen wir jeweils nur exemplarische Quintessenzen dieses Forschungsprozesses: Wir haben dafür solche Fälle ausgewählt, in denen übergreifend wirksame Deutungsmuster besonders prägnant gefunden wurden und zugleich Kontraste innerhalb unseres Untersuchungsfeldes markiert werden können. Wir gehen in allen drei Beispielen von einer kurzen Fallbeschreibung aus, stellen wenigstens zwei dominante, darin mehrfach bestätigte Deutungsmuster vor, und plausibilisieren diese mit wenigen ausgewählten Textpassagen aus den Interviews, die zu ihrer Generierung veranlaßt hatten. (Die Textpassagen selbst werden in vereinfachter Transkriptionsweise zitiert.)

4. Berufliche Etablierungschancen von Brandenburger Ingenieuren im Kontext der Wende

Die Aufhellung objektiver Chancenstrukturen der ausgewählten Gruppe im Feld betrachteten wir in beiden Teilprojekten als unverzichtbaren Schritt zur Gewinnung des notwendigen Kontextwissens. Dabei haben wir allerdings die Akzente dieses jeweiligen Untersuchungsteiles - in Abhängigkeit vom spezifischen Forschungsziel - in beiden Teilprojekten unterschiedlich gesetzt.

4.1. Zum Verbleib der Ingenieure im Erwerbsleben

Im Falle des ersten Forschungsprojektes entschieden wir uns für eine Studie zum beruflichen Verbleib der Ingenieure, um die tatsächlichen Ausgangs- und Zielpunkte der erwerbsbiographischen Mobilität sowie die quantitative Ausprägung der verschiedenen Ankunftsgruppen zu ermitteln.

Während einigen vorausgegangenen Arbeiten anderer Sozialwissenschaftler zu diesem Thema Studien zu Grunde liegen, die zumeist 1993 abschlossen und damit vermutlich eher Interimspassagen der erwerbsbiographischen Neuorientierung in der Transformation erfaßten, setzt unsere Studie zu einem späteren Beobachtungszeitpunkt an. Bei unserer Befragung sieben Jahre nach der Wende kann wohl schon eher von wieder hergestellter Normalität in der Erwerbsbiographie ausgegangen werden.

Die Gesamtbeschäftigtenzahl des ausgewählten Unternehmens (im folgenden immer BETRIEB genannt) war von über 8000 Personen im Jahr 1989 auf 121 Personen zur Jahresmitte 1997 reduziert worden, ohne daß in der Stadt oder der

näheren Region ähnlich dimensionierte Beschäftigungsalternativen entstanden wären. Allerdings richteten bis etwa 1991 zahlreiche Verwaltungen der Kommune, der Krankenkassen, Versicherungen und verschiedener Verbände ihre Büros in der untersuchten Stadt (in den Interviews G.Stadt genannt) ein oder restrukturierten sie, so daß ein bestimmter Bedarf an höherqualifizierten Arbeitskräften im Verwaltungsbereich entstand. Dieser wurde vor allem von Ostdeutschen genutzt, da die Stadt schon auf Grund ihrer peripheren Lage für westdeutsche Verwaltungsexperten offenbar weniger attraktiv schien.

Für 545 der insgesamt 614 Beschäftigten mit Hoch- und Fachschulqualifikation recherchierten wir die berufliche Ankunftsposition im Sommer 1996. Gut 10 Prozent dieser Ingenieurgruppe hatte inzwischen die Stadt verlassen und war vor allem in die alten Bundesländer verzogen. 77 Prozent der Ingenieure waren erwerbstätig, davon knapp die Hälfte weiterhin auf dem ursprünglichen Spezialgebiet und etwas mehr als die Hälfte in berufsfremden Branchen (wie Versicherungen, den neu eingerichteten kommunalen Verwaltungen, den Kassen und Verbänden). Die Quote der Existenzgründer lag mit 8 Prozent zu diesem Zeitpunkt leicht über dem Landesdurchschnitt (5,5 Prozent). Die Quote der Arbeitslosen bewegte sich mit 8,2 Prozent zu diesem Zeitpunkt deutlich unter der Arbeitslosenquote in der Region, die ca. 18 Prozent betrug.

Frauen waren nicht bei den Arbeitslosen, wohl aber auf dem zweiten Arbeitsmarkt deutlich stärker repräsentiert als Männer. Einen Einfluß auf die Chancen einer Neuverortung im Erwerbsleben hatten auch das Lebensalter sowie der Zeitpunkt des Ausscheidens aus dem Betrieb⁹.

4.2 Chancenstrukturen innovativer Unternehmensgründer in der Branche der Informationstechnik (IT) im Raum Berlin-Brandenburg

Ziel unserer zweiten, vertiefenden Fallstudie waren nicht die Mobilitätspfade selbst und etwaige quantitative Aussagen zu Unternehmensetablierungen überhaupt, sondern gerade die spezifischen Handlungsressourcen ostdeutscher Unternehmensgründer angesichts besonderer Vernetzungs- und Kooperationsanfordernisse in einer innovativen Branche. Von daher sollen zwei hierfür wesentliche Rahmenbedingungen gekennzeichnet werden: einerseits die Beteiligungschancen an relevanten Netzwerken und Kooperationsverbänden, und anderer-

⁹ Stellvertretend für viele Arbeiten zu dieser Thematik sei hier die Zusammenschau von Minx (1997) genannt.

seits, als eine wesentliche Voraussetzung hierfür, die Betriebsgrößenstrukturen der neuen Unternehmen, da sie unmittelbaren Einfluß auf die Kooperationspotentiale haben.

Für die IT-Branche gilt, trotz ihrer Flexibilität und Innovationsorientierung, im Wesentlichen dasselbe, was G. Grabher für die traditionellen Branchen gerade im Land Brandenburg als Spezifik der neuen Marktstrukturen feststellt: Einbeziehung der key player in externe, vertikale Unternehmensnetzwerke (die ihre Zentrale und ihre Forschungs- und Entwicklungs (FuE)-Kapazität zumeist in den alten Bundesländern haben), Fragmentierung der endogenen Restpotentiale und somit geringere regionale Vernetzungsdynamik (Grabher/Stark 1997: 107ff.).

Die IT-key-player im Großraum Berlin-Brandenburg sind im Grunde national oder international agierende Großunternehmen (wie SIEMENS Nixdorf, debis, Alcatel/SEL, Hewlett Packard, Deutsche Telekom u.a.). Gerade im Großraum (West-)Berlin bestehen enge, teils jahrelange persönliche Beziehungen auf Seiten dieser Schlüsselunternehmen mit wissenschaftlichen und wirtschaftspolitischen Eliten (Technische Universität, Fraunhofer Institut, Technologiestiftung Berlin u.a.). Sie haben sich mit der Initiative „ProT.I.M.E.“ eine lose Form der Vernetzung, einen gewissen, strategischen Kooperationsrahmen gegeben. Brandenburger Institutionen und Unternehmen spielen darin so gut wie keine Rolle, obwohl das Wirkungsfeld der ProTIME-Mitglieder weit ins Land hineinreicht. Für das Land Brandenburg ist eine ähnlich gewichtige und funktionierende Institutionalisierung bisher kaum gelungen (Ansätze soll die Initiative BIS 2006 bilden); hier fanden wir eher lokal oder regional wirksame bottom-up- Verbünde vor (wie z.B. Cottbus Net e.V.) (Weber 1997). Insgesamt beschäftigt der Berliner IT-Sektor (hier einschließlich der Medien- und Kommunikationsbranche) ca. 70 000 Mitarbeiter in etwa 6 000 Unternehmen. (Das sind ungefähr 85 Prozent des gesamten IT-Potentials der neuen Bundesländer zusammengenommen: für alle neuen Länder - mit Ostberlin gerechnet - gehen wir von einem Firmenbestand von ca. 7000 und von einer Beschäftigtenzahl von 75 000 bis max. 85 000 aus.) Dabei handelt es sich jeweils um Jahresdurchschnittszahlen, die allerdings in sich einer hohen Dynamik unterliegen.

Als wichtiges, zunächst schwer veränderbares Strukturmerkmal der ostdeutschen IT-Gründungen ist zudem ihre geringe Betriebsgröße zu beachten. Weniger als 7 Prozent der ostdeutschen IT-Unternehmen haben mehr als 50 Mitarbeiter; gut ein Drittel der Unternehmen beschäftigt maximal 5 Personen; insgesamt über 60 Prozent erreichen nicht die Grenze von 10 Mitarbeitern. Dabei ver-

zeichnet gerade das Land Brandenburg innerhalb der NBL den geringsten Durchschnittswert in der IT-Betriebgröße (15 Personen, vergleichbar mit Mecklenburg-Vorpommern; Ostberlin hingegen 20 und Thüringen 21 Personen, selbst Sachsen-Anhalt 18 Personen). Ohne den Medienbereich schätzen wir die Zahl der Brandenburger IT-Unternehmen auf ca. 700 bis 800; die Zahl der Brandenburger Beschäftigten in der IT-Branche auf max. 10 000 Personen (Weber 1997).

Diese Betriebsgrößenstruktur hat Konsequenzen für die Strategie- und Vernetzungsfähigkeit der ostdeutschen IT-Unternehmen. Oftmals sind in ein und derselben Person die Funktionen der Geschäftsführung, Marketing, Networking und FuE/ Technologieentwicklung selbst vereint. Schon allein das hieraus resultierende Zeitbudget der ostdeutschen Gründer macht plausibel, warum sie besonders schnell gelernt haben, zeitaufwendige und letztlich wenig effektive Vernetzungsbemühungen immer kritischer und distanzierter zu betrachten. Diese beiden Aspekte kumulieren hinsichtlich ihrer Wirkung auf die Etablierungschancen sowie in der eher kritischen Wahrnehmung des Kooperationsklimas für diese Branche und diesen Raum.

5. Handlungsstrategien und Deutungsmuster von Ingenieuren im Erwerbsleben (Fallbeispiele)

Mit Blick auf die Frage nach sozialisatorischen Prägungen in der Herkunftsgesellschaft DDR, insbesondere in lebensweltlichen Kontexten von Arbeit, Beruf und Betrieb, orientierten wir uns bei der Auswahl unserer Interviewpartnerinnen und Interviewpartner sehr stark auf die Gruppe der zwischen 1954 und 1958 Geborenen. Diese von uns in die engere Wahl gefaßten Personen waren zum Zeitpunkt der Wende Anfang bis Mitte dreißig. Sie haben ausschließlich in der DDR Bildungs- und auch einige Jahre Berufserfahrungen gemacht. Im Unterschied zu der Elterngeneration, der Geburtskohorte, der zwischen 1929 und 1931 Geborenen, die in den Lebensverlaufsstudien (Huinink/Mayer 1993) als jene mit relativ starken Bildungs- und beruflichen Aufstiegserfahrungen charakterisiert wurde, haben diese Ingenieure den institutionalisierten und zeitlich regulären Bildungs- und Berufsverlauf in der DDR erfahren. Die Abgeschlossenheit der DDR war für sie bereits Selbstverständlichkeit; ihr Eintritt in die Schule lag frühestens im Jahr 1961.

Bei einer formal ähnlichen Ausgangslage (gleicher Erwerbsstatus im Betrieb zur Wende, gleicher Tätigkeitsbereich, gleicher Beruf und gleiches Lebensalter) fanden wir Angehörige unserer Untersuchungsgruppe nicht nur in verschiedenen Bereichen des Erwerbslebens wieder, sondern haben auch recht unterschiedliche Strategien des Umgangs mit Brüchen und ihrer Erklärung gefunden. Wir haben jedoch nicht nur diese Kontraste im Handeln rekonstruiert, sondern auch fallübergreifende typische Muster, auf die wir im folgenden eingehen wollen.

Im folgenden stellen wir aus der Fülle unseres Untersuchungsmaterials drei besonders prägnante Fälle bzw. Typen vor. Zwei von ihnen, die Fälle Benz und Riedel, stehen für jeweils kontrastive Berufspassagen (in die Selbständigkeit und in den berufsfremden Bereich – also aus dem Projekt 1) aus einem identischen Herkunftsfeld; der Fall Andreas B. soll den Handlungskontext der Selbständigkeit (Projekt 2) weitergehend plausibilisieren.

5.1 Der Fall Benz - Heraustreten wider Willen?

Der Fall von Herrn Benz steht für das Muster einer ausgeprägten Selbststeuerung, die auf Leistungsbereitschaft fußt, und zugleich für gewisse Anstrengungen beim Aushalten der neuen Rolle als Selbständiger. Seine Biographie zeugt von einem durch Bildung und Qualifizierung selbst erarbeiteten sozialen Aufstieg aus dem Arbeitermilieu und zugleich von einer besonders frühen Verselbständigung durch den mehrjährigen Besuch einer Kinder- und Jugendsportschule (verbunden mit einer Internatsunterbringung). Herr Benz resümierte über diesen Lebensabschnitt:

„Das was die Wirtschaft nicht geschafft hat, ne wirkliche Leistungshierarchie, das hatte der Sport geleistet ...meine Eltern hätten mich nie so streng erzogen.“

In dieser Lebensphase werden bereits wichtige Charaktereigenschaften, die für sein späteres Erwerbsleben zentral sind, herausgebildet. Fähigkeiten, wie Härte gegen sich selbst, Disziplin und Leistungsstreben wurden hier ebenso gestärkt wie der Wille zu siegen und sich von anderen abzuheben. Allerdings gelingt es ihm in dieser Zeit nicht, in die absolute Leistungselite des Sports vorzustoßen, was ihn in dazu bewegt, seine weiteren Anstrengungen in das Feld von Qualifizierung (Ingenieurstudium) und Beruf zu verlegen. Das Muster des Leistungsstrebens wirkt nun vor allem in diesem Bereich.

Herr Benz wählt sich den BETRIEB als ersten Arbeitsort (aus familialen Gründen) selbst aus. Er arbeitet dort in einem Labor als einziger Techniker in einem

Team von Naturwissenschaftlern. Herr Benz entwickelt sich zum Spezialisten, der als einziger die Betreuung einer bestimmten Gerätegruppe gewährleisten kann. Er wird Abschnittsleiter in diesem Team und hat vielfältige Aufgaben und Kontakte. Dieses selbst zu gestaltende, abgegrenzte Arbeitsgebiet sichert ihm Handlungsautonomie. Herr Benz identifiziert sich mit seiner konkreten Arbeitsaufgabe und dem betrieblichen Umfeld. Auch nach Feierabend beschäftigt er sich mit fachlichen Aufgaben:

„Ich hab äh Neuerersachen gemacht - aber keene also richtig gute Neuerersachen keen Plunder, ja?... den se nur nach außen hin verkaufen wollten - also richtig gute Sachen haben wir zum Teil gemacht - wo wirklich was dahinter schon gesteckt hat , [...] die Leute, die wirklich was machen wollten - und das meine ich eigentlich damit - äh die damals schon was gemacht haben - die machen eben heute wieder was .“

Damit hebt er erstmals auf Qualität, Leistung und Leistungswillen ab, was sich dann wie ein Leitmotiv durch das gesamte Interview zieht und seine Selbst- wie Fremdwahrnehmung gleichermaßen steuert.

Dies und seine von ihm geschilderte Strategie, mit den bekannten Kollegen anderer Betriebe erst informelle und dann formelle Kontakte herzustellen, um ihnen bei der Reparatur der Gerätetechnik behilflich zu sein, spricht dafür, daß er - wie viele andere auch - gelernt hat, mit Mängeln umzugehen und eigene Strategien zu praktizieren, um sich zu arrangieren.

„Nö, wir haben uns doch alle angepaßt, müssen wir doch ganz ehrlich zugeben [...] und wir haben alle gemeckert und äh die, die früher am meisten gemeckert haben, meckern wieder am meisten und die, die früher gepowert haben, die powern heute wieder - da können Sie hingucken, wo Sie wollen.“

Diese Form der Anpassung nicht nur an die Mängel des Systems, sondern an das System als Ganzes reflektierte er sehr offen. Zugleich versucht er sie über eine Kollektivierungsattitüde zu normalisieren, in dem er diese Anpassung sowohl den Beschäftigten seines Betriebes insgesamt als auch allen ehemaligen DDR-Bürgern unterstellt.

Für seine Fähigkeit der Selbststeuerung stand nicht nur die aktive Wahl seines ersten Arbeitsortes nach dem Studium, sondern auch Form und Zeitpunkt seiner Ablösung von dem BETRIEB in der Wendezeit. Sehr früh, bereits im Frühjahr 1990, verläßt Herr Benz von sich aus den Betrieb und wählt den Weg in die Selbständigkeit. Den richtigen Zeitpunkt zu finden, eine Entscheidung kurzfristig zu treffen und nicht zu lange hinauszuzögern war geradezu eine Schlüssel-

qualifikation oder zu passierende Zugangsschwelle für die erfolgreiche Bewältigung beruflicher Diskontinuität. Allerdings konnte er dabei auf das Angebot einer Firma aus den alten Bundesländern zurückgreifen, in ihrem Auftrag tätig zu werden und im Status der Selbständigkeit seine bisherige Arbeitsaufgabe fortzuführen. Herr Benz charakterisierte diese Gelegenheit als Spagat zwischen äußerem Druck (der unsicher werdenden Arbeitsverhältnisse im BETRIEB und dem Drängen der westdeutschen Firma) und dem eigenen Interesse an der Arbeitsaufgabe. Er verband hier die aktive Nutzung von Handlungschancen mit dem Anknüpfen an fachliche Kontinuität.

Das Deutungsmuster der Selbststeuerung, auf der Grundlage von Leistungsorientierung gilt bei Herrn Benz nicht nur im Feld der Erwerbsarbeit, sondern auch für die Wahrnehmung lebensweltlicher Einbindungen in der alten Gesellschaft überhaupt.

„Die früher sich vor den Karren gespannt haben, die spannen sich jetzt wieder vor - ist wirklich so. (...) Ich ich war keen Genosse gewesen, ich hab mit denen überhaupt nischt zu tun gehabt, im Gegenteil. Ich war auch nicht zu denen, die äh überall kritisiert haben, ich hab hier meine Familie, ich hab mein Leben gelebt.“

In dieser Passage macht Herrn Benz eine interessante lebensweltliche Kontexterfahrung plausibel: politische Anpassung an ein System und Leistungsorientierung bzw. Leistungsverweigerung können auf sehr verschiedene Weise miteinander verwoben sein. Herr Benz zählt sich selbst zu jenen, die früher zwar angepaßt waren, weil - so heißt es an anderer Stelle im Interview - Protest irgendwie sinnlos war, man nicht mit dem Kopf gegen eine Mauer rennen wollte - aber er hat sich in der Arbeit engagiert, hat „gepowert“ und „sich vor den Karren gespannt“ und hat in dieser Kombination von partiellem Rückzug und Leistungsorientierung ein weitgehend zufriedenes Leben geführt.

Neben diesem primären Muster der Selbststeuerung auf der Basis des Leistungsvertrauens entdeckten wir im Fall Benz jedoch noch ein zweites Wahrnehmungsmuster: Durchgängig finden wir bei ihm (wie bei vielen anderen Selbständigen übrigens auch) ein massives, wiederholtes Herausstellen der enormen physischen und psychischen Belastungen, die die Selbständigkeit mit sich bringt, und die zu vielfältigen Einschränkungen führt.

Bei Benz gipfelt diese Wahrnehmung der Belastung schließlich in der Feststellung, daß er diesen Schritt heute nicht noch einmal gehen würde bzw. sich nach dem früheren festen Arbeitsplatz oder einer vergleichbar sicheren Position zu-

rückseht: „Und ich sage ihnen, ich bin nicht geboren in der Selbständigkeit zu sein.“

Dieses Muster der Anstrengung relativiert zwar auf der Wahrnehmungsebene das Muster der Selbststeuerung, wird aber nicht handlungsrelevant, sondern wird von ihm überformt. Herr Benz hält die Anstrengungen aus, akzeptiert deren aktuelle Notwendigkeit, sieht sie aber nicht als Ideal einer anzustrebenden Lebensform an. Dieses Muster der Anstrengung hat noch eine zweite Facette, die der sozialen Schwierigkeit des Heraustretens aus bisher weitgehend egalitären Handlungskontexten. Herr Benz wird seit seiner Unternehmensgründung nicht mehr als gleicher unter gleichen angesehen und reflektiert damit einen Verlust an sozialer Einbindung.

5.2 Der Fall Riedel - Was Festes ist doch besser

Der Fall von Herrn Riedel steht für die Fähigkeit, mit Beschränkungen der DDR-Gesellschaft umzugehen, sich pragmatisch mit ihnen zu arrangieren, um innerhalb dieses Rahmens eigene Intentionen durchzusetzen, die allerdings nicht vorrangig in der Arbeitstätigkeit selbst liegen müssen.

Herr Riedel konnte seinen ursprünglichen Berufswunsch (Lehrer) aufgrund eines gesundheitlichen Handicaps nicht verwirklichen, so daß er sich auf sein in der Kindheit entwickeltes Hobby, das technische Basteln besinnt, und daraus resultierend die Vorstellung von der Ingenieurtätigkeit entwickelt. Nach dem Studium in einer sächsischen Universitätsstadt würde er gern in Berlin arbeiten, wohin ihm aber keine Stelle vermittelt wird. So nimmt er das Angebot, in G.Stadt im BETRIEB zu arbeiten, an. Die Arbeit wird auf besondere Weise als vielseitig und praxisorientiert geschildert:

„Wir saßen zwar im Betrieb och im Büro, aber wir hatten immer so ‘ne Abwechslungstätigkeit, so’n bisschen.. So’n bisschen löten, sag ick mal, bisschen basteln, so in Anführungsstriche, also Schaltungen ausprobieren, messen und so wat alles machen und dann dazu’n bisschen schreiben. Da war ja hauptsächlich.. war so ‘ne praktische Tätigkeit.“

In seiner Ingenieurtätigkeit läßt er sich nicht einseitig festlegen und will dies wohl auch nicht. Aus dem Umstand, nicht so stark auf einen konkreten Inhalt, eine Methode oder ein Gerät festgelegt zu sein, erwächst eine gewisse Flexibilität, die es ihm ermöglicht, Handlungsspielräume in der beruflichen Tätigkeit zu nutzen. In der Charakterisierung der Vielfalt der Arbeitstätigkeit mit den Worten

„ein bisschen“ verbirgt sich zum einen Abwechslung als Gegenteil von Ausschließlichkeit. Die frühere Arbeit war also auf keinen Fall eintönig. Aber, wer etwas nur „ein bisschen“ macht, so könnte man zum anderen auch folgern, kann sich auch nicht besonders stark in eine Sache einarbeiten, er ist auch kein Spezialist. Dies bleibt zunächst ganz wertfrei festzuhalten. Die Tatsache, nicht festgelegt zu sein, kann durchaus auch für Flexibilität und Disponibilität stehen. Hier scheint sich bereits ein zweckrationaler Umgang mit der Lebens- und Berufsorientierung anzudeuten. Wie setzt Herr Riedel dies in der Wendezeit in Handlungsoptionen um?

„...ich hab dis äh ich hab die Flucht nach vorn angetreten sag ich mal so, wir warn ja äh dadurch, daß natürlich der Absatz so'n bißchen zusammen gebrochen ist, ham wir viel viel Kurzarbeit gemacht, Null-Stunden-Kurzarbeit und dann zu Hause rumsitzen ist och nicht mein Ding, also hab ick mich 'n bißchen umgehört, hab anfangen so mal rumzuhorchen, wegen 'ne andere Arbeitsstelle, hab och mal in die westlichen Bundesländer gekickt, aber eben nur in der Nähe hier so Braunschweig und so die Richtung, aber da ist ja och mit dem Arbeitsmarkt nich so doll, und hatt' noch 'n paar Bewerbungen geschrieben, das hat aber nich jeklappt. Und dann kam ich an 'ne an 'ne I.(Städter) Firma, die hat aber was ganz anderes gemacht.“

Diese Metapher der „Flucht nach vorn“ spielte in vielen anderen Gesprächen ebenfalls eine Rolle. Die Flucht als eine rettende Bewegung in einer Situation, in der man bedroht ist, steht auch für einen sehr kurzfristigen Entschluß, denn wer flieht, kann in der Regel nicht lange überlegen wohin, und ob dieser Ort oder diese Position für ihn besonders günstig sind. Immerhin, so könnte man diese Überlegung weiterführen, scheint es in einer Situation der Bedrohung oder Gefahr besser zu fliehen und eine günstige Gelegenheit zu nutzen als zu verharren.

Der Wechsel war also kein langes, vielleicht im Stillen gehegtes Projekt, sondern kam kurzfristig unter dem Druck der äußeren Umstände zustande. Seine Bemühungen um eine neue Arbeitsstelle schildert er relativ knapp, er inszeniert keine besondere Story des Suchens und Findens, in der er sein Ich besonders herausstellt, sondern arbeitet quasi schlagwortartig mögliche Varianten - wie „zu Hause bleiben und warten“; „Wegziehen oder vor Ort den Beruf wechseln“- ab. Diese eher undramatische Darstellung kann, wie den Ostdeutschen so oft nachgesagt wird, auf mangelnden Fähigkeiten zur Selbstinszenierung beruhen, es kann jedoch ebenso sein, daß es sich hier in den Augen des Erzählers um eine längst abgeschlossene Phase handelte, die keiner ausführlichen Darstellung mehr bedarf.

Die Entscheidung zwischen regionaler und beruflicher Mobilität fällt zugunsten der beruflichen Mobilität aus, was vor allem aus dem Wunsch der Familie entspringt in G.Stadt zu bleiben. Zwischenzeitlich arbeitet Herr Riedel nebenberuflich für eine westdeutsche Firma in der Werbebranche. Deren Vorschlag, als Selbständiger für sie tätig zu werden, lehnt Riedel jedoch mit dem Argument finanzieller Unsicherheit ab.

„Ich weiß nicht, ob man davon hätte gleich leben können und da hab.. na ja und da hab ich gedacht, wenn man noch was Festet findet...“

In diesem Festen steckt ein markantes Deutungsmuster, das wir nicht nur für diesen Fall rekonstruiert haben und das für eine eher pragmatische Orientierung auf Sicherheit, auf traditionelle Muster der Erwerbsarbeit, nämlich ein unbefristetes Arbeitsverhältnis mit stabilem Einkommen steht. Es fand sich in anderen Interviews wieder in der Formulierung „man muß sehen, daß man unterkommt“, was eben eher auf Erwerbsarbeit zum Zwecke der Einkommenssicherung abzielt als auf intentionales Handeln in diesem Feld.

Nach weiteren Stellenbewerbungen gelingt Herrn Riedel schließlich der Wechsel in ein Angestelltenverhältnis in einer Rentenkasse. Mit offenkundiger Leichtigkeit und Endgültigkeit verabschiedet er sich aus seinem bisherigen Beruf und Status.

„Ick muß sagen, ich habe.. ich habe ‘n rige.. fast ‘n rigerosen Schlußstrich gezogen muß ich sagen, ick wollt.. ick mußte mich ja irgendwann entscheiden. Und da hab ick gesagt, ja entweder du gehst jetzt weiter in die Richtung, dann mußst du irgenwo anders hin, oder du bleibst hier und mußst sehen, daß du irgendwo anders einsteigst. Und da hab ick gesagt, da machen wir hier.. ‘n völligen Null und fangen wir von vorne an. So. [...] als ick letztens.. im vergangenen Jahr umgezogen bin, habe ich das dann allet.. huit (kurzes Pfeifen und wegfehende Handbewegung) wo det im Keller stand und außer det Werkzeug, was man so ab und an im Haushalt braucht.. weggeschmissen...“

Herr Riedel akzeptiert seinen selbst gewählten beruflichen Wechsel ohne intentionale, fachliche oder wertrationale Ressentiments. Er nimmt die damit verbundene Abwärtsmobilität durchaus wahr und versucht sie (im Interview) durch die Inszenierung eines kleinen beruflichen Aufstiegs innerhalb seines neuen Feldes zu kompensieren.

Insgesamt spricht der Fall Riedel für die pragmatische Akzeptanz des Inhaltes von Erwerbsarbeit und für die prioritäre Suche nach einem für ihn akzeptablen Handlungsrahmen.

5.3 Die Fälle im Vergleich - Selbststeuerung versus Sicherheitsfixierung

Setzt man die beiden Fälle Benz und Riedel nebeneinander, wird außer den von uns vorgegebenen soziodemographischen Merkmalen die Gemeinsamkeit deutlich, sich bietende Gelegenheiten zum Wechsel, Handlungsoptionen in der Wendezeit aktiv zu nutzen.

Die Unterschiede zwischen beiden Fällen liegen aber gerade in den jeweiligen prioritären Motiven und Zielen des so gewählten Handlungspfades.

Der Fall Benz steht für eine Selbststeuerung, die auf „Powern“, auf Vertrauen, in die eigene individuelle Leistung steht. Damit verbindet sich auch der Wille zum Heraustreten. Das Muster wurde durch den Leistungssport angelegt und verstärkt und hat in der beruflichen Tätigkeit im BETRIEB seine Fortsetzung erfahren. Besonders deutlich wird es, als Herr Benz zur Wende in die Selbstständigkeit geht und in diesem Feld mit aller Konsequenz handelt („sich vor den Karren spannt“).

Zugleich wird daneben ein Muster sichtbar, das nicht nur die große psychoneurologische und physische Belastung widerspiegelt, sondern auch den Verlust an sozialer Einbindung. Dieses Muster der Fremdbestimmung ist dem der Selbststeuerung vom Gewicht her nicht gleichzusetzen, es wirkt nicht unmittelbar handlungsrelevant, sondern verweist eher auf die Differenziertheit des Falles in sich.

Im Unterschied zum Fall Benz erkennen wir im Fall von Herrn Riedel das Muster der Sicherheitsfixierung, um den eigenen Handlungsrahmen zu gestalten, indem auf das Bewahren des Normalarbeitsverhältnisses abgehoben wird. Er verkörpert dabei den Typ des „Pragmatikers“, dessen Handlungskompetenz bezüglich der Erwerbsbiographie aus der Erfahrung erwächst, sich in den gegebenen Umständen arrangieren zu müssen, dies aber auch zu können. Diese Arrangements werden letztlich als ein Stück Normalität akzeptiert und äußern sich dann in der ihn interessierenden Ausgestaltung des Handlungsrahmens (so durch den Aufstieg im neuen Tätigkeitsbereich).

Das Muster der Selbststeuerung im Fall von Herrn Benz, das auf Leistungsvertrauen beruht, steht für den Willen zu gestalten und ein Handlungsfeld aktiv zu besetzen. Es muß nicht zwangsläufig das der Selbstständigkeit sein, aber die sich bietende Gelegenheit wurde mit Konsequenz wahrgenommen und als Feld, das er prägen will, akzeptiert. So ergibt sich Kontinuität zum bisherigen Handeln im Erwerbsverlauf. Im Unterschied dazu will Herr Riedel kein Handlungsfeld gestalten, sondern in dem sich bietenden Feld „zurechtkommen“, sich pragmatisch

einfädeln, sich zweckrational dort einrichten, ohne sich durch besondere Anstrengungen oder Spezialisierungen zu stark festzulegen.

Die skizzierten Fälle weisen damit schon auf differenzierte sozialisatorische Prägungen durch die Erwerbsarbeit wie auch durch andere Handlungskontexte hin.

Die Typisierung widerspiegelt nur einen kleinen Teil der aufgefundenen vielfältigen Muster in unserem Sample. In beiden skizzierten Fällen ist zu erkennen, daß sie durchaus Chancen haben, in der umgebrochenen Situation Anschlüsse herzustellen und im weiteren Erwerbsleben zurechtzukommen.

5.4 Der Fall Andreas B. - der wissensfixierte Kritiker

Im Kontext des zweiten Forschungsprojektes interessierten uns gerade die Deutungs- und Handlungsmuster ostdeutscher Selbständiger bei ihrem Versuch der Etablierung in einem neuen Feld, in einem besonders dynamischen Marktsegment, in einer innovativen Branche, die in hohem Maße flexibles und kooperationsoffenes Handeln zu erfordern scheint, also die Fähigkeit zur Entwicklung eigener, neuer Handlungsstrategien und Handlungsrouninen von jedem verlangt, der diesen Markt betritt und mitzugestalten versucht.

Der hier ausgewählte Fall Andreas B. scheint uns in seinen Deutungsmustern besonders prägnant und zeigte zugleich in sich eine reiche interne Struktur relevanter, aufeinander bezogener Deutungs- und Handlungsmuster. Insbesondere möchten wir an dieser Stelle auf die Kombination der folgenden beiden dominanten Muster eingehen, die seine Wahrnehmungen und Handlungen gleichermaßen prägen: es sind dies technologischer Fundamentalismus und Sozialorientierung.

Das umseitig stehende Schaubild versucht an diesem Fall einmal den Zusammenhang zwischen Einzeldeutungen (die im Interview-Text teilweise als explizite Formulierungen abschöpfbar waren), den daraus von uns abgeleiteten Deutungsmustern und den hierauf bzw. auf deren Verflechtung fußenden Handlungsorientierungen des Probanden aufzuzeigen, all dies in starker und teilweise vereinfachender Schematisierung. Hier können nicht alle Details dieses Schaubildes diskutiert werden; zumal es mehr als die zwei hier zentral vorgestellten Deutungsmuster ausweist; wir verstehen es partiell als Illustrierung, partiell als weiterführende Information.

A.B. aus B.

Einzeldeutung

Deutungsmuster

Handlungsmuster

Desinteresse des Westens an technischen Details

„überhaupt in der ganzen westlichen Welt hatte niemand Interesse am Know how aus dem Osten“. „Niemand im Westen interessiert sich für technische Details.“

Westen = Welt der Blender und der Nebensächlichkeiten

„Viele Westpartner und Mitarbeiter haben mehr geblendet als geleistet. Man muß mit Westpartner so vieles tun, was mit dem Fachlichen gar nicht zusammenhängt.“

Substantialismus

Substanz ist wertvoller als Form/Symbolisierung.

Distinktion durch Fachlichkeit, Leistung, Inszenierungsverweigerung, Kompromißmeidung

Ich gehe gerade Wege („nicht so hinten rum, um drei Ecken“). Ich muß mich durch fachliche Qualität durchsetzen.

Individualkarriere = sekundär

Die individuelle Karriere sollte nicht im Vordergrund stehen.

Sozialorientierung

„Man sollte etwas nützliches für die Gesellschaft tun.“

vernünftige, nützliche Lösungen finden

„...., daß das, was wir machen, vernünftig ist, Zukunft hat und seinen Zweck erfüllt.“

Weltenwende

„In dieser neugewendeten Welt ist es schwierig, überhaupt irgendetwas zu verkaufen, geschweige denn Hochtechnologie.“

Globalismus

Man muß in großen Dimensionen denken.

Strategisches Denken

Wer kooperieren will, braucht strategischen Weitblick. „Wir arbeiten ausschließlich überregional.“

Inkompetenz in Hierarchien

„Ich hatte immer meine Probleme mit der Inkompetenz meiner Vorgesetzten.“

Gebrochener Strukturalismus

Strukturen und Kompetenzen fallen oft auseinander

Selbststeuerung

„Ich will F&E unter eigenem Namen machen.“ „Den Angestelltenstatus habe ich abgelehnt.“

Andreas B. gehört innerhalb unseres Kontrastgruppendesigns zu den Brandenburger Firmengründern, die eine ostdeutsche Sozialisation aufweisen, als erfolgreich gelten können, sich aber eher auf einem unteren Level der Kooperationsauffälligkeit bewegen.

Er hat ein technisches Ingenieurstudium an einer Hochschule in der DDR absolviert, später in einem sozialistischen Großbetrieb in der mikroelektronischen Forschung und Entwicklung gearbeitet und Leitungserfahrungen eher auf unteren und mittleren Ebenen der Hierarchie gemacht. Mehrfach kommt seine kritische Distanz zum politischen System und „zu der Inkompetenz seiner Vorgesetzten“ zur Sprache, die ihn bereits zu Zeiten des Staatssozialismus auf die Idee einer eigenen Firmengründung gebracht hatten, was aber damals nicht realisiert werden konnte. So bald wie möglich, noch im Jahr 1990 gründet er mit einigen wenigen Kollegen eine kleine Software-Firma, die sich relativ rasch am Markt etablieren kann. Das Angebot eines größeren westdeutschen Unternehmens, mit seiner Firma darin im Angestelltenverhältnis übernommen zu werden, lehnt er mit der Begründung ab, er habe schon immer „Forschung und Entwicklung unter eigenem Namen machen wollen“. Seine eigene Firma etabliert sich weiter, expandiert, Andreas B. stellt auch einige westdeutsche Fachleute ein, macht mit ihnen allerdings „katastrophal schlechte Erfahrungen“ (sie hätten Kompetenzen nur vorgetäuscht oder seien sozial in der Ost-Firma nicht zurechtgekommen). Andererseits macht er auch negative Erfahrungen bei Kooperationsversuchen mit ostdeutschen Partnern, die ihm inhaltlich zu wenig Berührungspunkte bieten können, trotz des guten Willens auf Seiten aller Beteiligten. So geht er weiter einen relativ eigenständigen Weg seiner Firmenexpansion und ist gegenwärtig recht erfolgreich dabei, sich auf einem außereuropäischen Markt zu etablieren.

Andreas B. erweist sich als einer derjenigen Interviewpartner überhaupt, die am umfassendsten und besonders explizit auf unterschiedliche Verhaltensweisen zwischen ost- und westdeutschen ökonomischen Akteuren zu sprechen kommen. Was hier auf den ersten Blick als extreme Differenzwahrnehmung von ihm geschildert wird, führt uns im Kontext späterer Textstellen auf ein wissensfixiertes und insbesondere technologisch fokussiertes Muster des fachlichen bzw. inhaltlichen Fundamentalismus, gepaart mit einer Verweigerung oberflächlicher Distinktionsformen.

So formuliert Andreas B. seine Erfahrungen und Wahrnehmungen des Umgangs mit ost- und westdeutschen ökonomischen Partnern dahingehend, daß:

„... nach wie vor heute genauso wie vor sieben Jahren Ost-Unternehmen und West-Unternehmen auf der einen Seite und auch Ost-Kunden und West-Kunden auf der anderen Seite, sich völlig anders verhalten, ne völlig andere Philosophie haben, ne völlig andere Denkweise, völlig andere Interessenlagen.“

Worin besteht diese Differenz für ihn ? Es stellt an den West-Partnern eher ein absatzorientiertes Interesse an seinen eigenen Kunden und seinen möglichen Serviceleistungen in der Kundenbetreuung fest, kaum jedoch ein wirklich fachbezogenes, technisches Interesse. Letzteres bezieht er auf Unternehmer wie auf Kunden gleichermaßen. Andreas B. vermutet mehr oder weniger unverblümt, diese spezifische technische Ignoranz rühre möglicherweise aus einer Blindheit oder Arroganz gegenüber „Know how aus dem Osten“ her, aber auch aus ganz anderen Prioritätensetzungen, denen offenbar Kunden wie Unternehmer auf dem westdeutschen Markt zu folgen scheinen. Was ist dann dort seiner Meinung nach das Wesentliche an Geschäftsbeziehungen, wenn nicht der technische Gehalt? Seine Vermutung der westlichen Prioritätensicht verweist wiederum indirekt auf seine eigene Wertepräferenz. Andreas B:

„Bei West-Kunden steht vielmehr, denke ich, im Mittelpunkt, das Image, das man als Firma hat, daß das möglichst leuchtend ist, äh, Solidität der Firma, was auch berechtigt ist, keine Frage, daß das sehr stark im Mittelpunkt steht. Ähm, das äußere Aussehen vom Softwareprogramm, also nicht, wie gut sie technisch sind, sondern wie sie eben nach außen hin sich darstellt und natürlich ein intensiver persönlicher Kontakt, daß man sich halt über alles mögliche und Tennis oder sonst was ausgiebigst unterhalten muß, viel mehr und in viel intensiverem Maße als über das, was man eigentlich liefern will.“

Für Andreas B. steht im Zentrum seines Handelns als Unternehmer also weniger die Marketing-Seite im weitesten Sinne (obwohl er Teilaspekte davon akzeptiert), von Geld oder Gewinn ist in dem gesamten Interview fast nirgends die Rede, für ihn zählt vielmehr die technische oder technologische Substanz dessen, was er selbst (bzw. Kooperationspartner) entwickeln und anbieten möchte. Dabei legt er großen Wert auf eigene Selbstbestimmungskompetenzen dieser technischen Substanz, sie ist für ihn prioritär sogar in einer risikobehafteten Situation (Verzicht auf das Übernahmeangebot). Er macht die technische Substanz auch zum wichtigsten Gegenstand in den Beziehungen zu Kunden wie zu Partnern, und ist nicht bereit, dafür irgendwelche Umwege („so über drei Ecken“) zu gehen. Er will selbst seine eigene Qualität durch fachliche Leistung beweisen, und nicht durch Zweitrangigkeiten oder formelle Nebensächlichkeiten.

Seine fundamentalistische und zugleich wissensfixierte Wahrnehmungsweise spiegelt sich auch in der Wahl seiner Erklärungsebene für die eingangs zitierten Ost-West-Differenzen wider: Er macht diese Differenzen sofort auf der grundsätzlichen Ebene von Philosophie und von Interessen fest, verallgemeinert gern und rasch und sucht stets nach den großen Strukturen, quasi dem „Weltganzen“, so auch in seinen späteren Einschätzungen des Marktes in seiner Region und Branche. Strategisches Denken gilt ihm weitaus mehr als kleinkariertes Spüren nach Gelegenheiten, er macht die strategischen Qualitäten von Partnern zum Auswahlkriterium für Kooperationsüberlegungen.

Handlungsrelevant wird aus dem Deutungsmuster des technologischen Fundamentalismus sein Wahrnehmungsfilter sowohl in bezug auf westliche potentielle Partner als auch in bezug auf die von ihm akzeptierten Wege von Geschäfts- und Kooperationsanbahnungen. Aufwendiges Networking, so klingt es heraus, ist seine Sache nicht, er will schnell zum Ziel und zum Thema kommen, er verweigert sich den für sein Milieu typischen Formen und Gelegenheiten sozialer Distinktion. Genau diese Distinktionsinszenierungen beobachtet er äußerst skeptisch bei anderen, und hält sie für sich selbst eher für eine vermeidbare Zeit- und Kraftverschwendung.

Das zweite, zentrale Deutungsmuster von Andreas B. haben wir - vielleicht ein wenig zu allgemein - „Sozialorientierung“ genannt, Utilitarismus käme diesem Muster ähnlich nahe. Trotz der latenten Kritik an inkompetenten Hierarchien und politischen Irrationalitäten während seines DDR-Berufslebens fühlt sich unser Proband bestimmten ethischen Imperativen tief verpflichtet, die tatsächlich als system-intendierte und explizit gemachte Handlungserwartungen aus der DDR-Zeit anzusehen sind. So fährt Andreas B. fort, noch immer in Gedanken bei den zuvor thematisierten Ost-West-Verhaltensunterschieden:

„Wir haben in der Schule gelernt, daß es, daß man mit dem, was man tut, der Gesellschaft etwas Nützliches beibringen soll. Daß man ne Verpflichtung hat, der Gesellschaft gegenüber. Und daß das Persönliche, ne persönliche Karriere in dem Sinne, nicht im Vordergrund des Lebens stehen sollte. Und obwohl ich auf der anderen Seite den Kommunismus immer abgelehnt habe, in diesem Punkt stimme ich diesem Grundsatz durchaus hundertprozentig zu.“

Es bleibt aber durchaus nicht bei dieser bildungsinstitutionellen Folgsamkeit und theoretischen Reflexion. Andreas B. macht im folgenden an verschiedenen Passagen deutlich, daß auch sein unternehmerisches Handeln selbst genau dieser Sozialorientierung, diesem Utilitarismus folgt. Er möchte seinen Kunden und

Partnern mit Wahrhaftigkeit und Qualität begegnen. In gewisser Weise verbindet sich in der folgenden Textstelle der oben skizzierte technologische Fundamentalismus mit diesem zweiten Deutungsmuster, wenn es nämlich um die Beschreibung seines eigenen Anspruchs an seine unternehmerische Tätigkeit geht:

„... daß wir als Ost-Firma und unsere Ost-Kunden, daß wir primär in einem Projekt ein gemeinsames Interesse haben, nämlich daß das Projekt selbst gut läuft, daß die Lösung, die wir installieren, technisch gut ist, daß es funktioniert, daß es sinnvoll ist, daß ..äh.. möglichst nicht unnötig Kapazitäten an Mitteln verschwendet werden, daß alles, was wir machen (räuspert sich), vernünftig ist, Zukunft hat und seinen Zweck erfüllt.“

Diese knappe Textstelle spricht Bände über seine Selbstwahrnehmung als Partner seiner Kunden und als Teil einer möglichst stabilen und zukunfts offenen Gesellschaft. Seine Kunden möchte er langfristig zufriedenstellen, er spricht von sich aus über Stärken und Schwächen seines Produktes, er sucht authentische, glaubwürdige, gleichberechtigte soziale Beziehungen, selbst in der Unternehmer-Kunden-Beziehung. Er glaubt an die technische Machbarkeit, an den technischen Fortschritt und an die Vernunft, ist von postmodernen Finessen weit entfernt.

Mit diesem zweiten Deutungsmuster zeigt er eine tiefgehende Prägung durch die intendierte Sozialisation in seinem Land und gerade in seiner Generation; sie wird dennoch gebrochen durch seine latente Kritikfähigkeit an, wiederum vor allem wissensbezogenen Dysfunktionalitäten des alten Systems und der früheren Arbeitswelt. Sein erstes Deutungsmuster erscheint demgegenüber erklärungsbedürftiger, denn es kann durchaus für gesellschaftsübergreifende Orientierungen stehen, die zum Beispiel beim Typus des Erfinder-Gründers (gerade aus Ingenieur-Berufsgruppen) auch in anderen Ländern der Welt anzutreffen sind. Daß aber genau dieses Muster bei DDR-Ingenieuren durchaus häufig auftrat, daß sie individuelle Leistungsorientierung und fachliche Distinktion als im früheren Berufsleben erfüllbar und als identitätsstiftend erlebten, daß sie diese Erfahrung den damaligen wie den heutigen Verhaltensanforderungen kritisch entgegensetzen - dies scheint uns eine besonders interessante Kontinuitätslinie. Bemerkenswert wirkt am Fall Andreas B. gerade, in welchem starkem Maße er seine beiden zentralen Muster miteinander verbindet, und wie er sie auch beide gleichermaßen in sein Handlungskonzept in einer für ihn neuen Situation einbaut. Zugleich verleitet sein Fundamentalismus und Substantialismus ihn zu einer Distinktionsverweigerung, die bis zur Selbstausgrenzung aus neuen, für ihn wichtigen Kontexten führen kann, die ihm gerade bei der Vermittlung impliziten Wissens über

die neue Gesellschaft sehr hilfreich wären. Hieraus könnte eine gewisse Handlungseinschränkung für ihn erwachsen, die sich ansatzweise in seinem besonders kritischen, zurückhaltenden Kooperationsverhalten widerspiegelt. Andererseits erscheint er dennoch insgesamt als einer der erfolgreichsten Fälle in unserem Sample, so daß eine solche Gefahr offensichtlich kompensiert werden kann. Möglicherweise kommt hier aber ein eher deutsch-deutsches Problem zum Vorschein, insofern für ihn die Etablierung auf einem überseeischen Markt weniger problematisch zu sein scheint als in der Bundesrepublik. Auch das könnte eine Pointe der durch die Transformationsforschung aufgedeckten Handlungspotentiale sein: ostdeutsche Verhaltensbesonderheiten erweisen sich möglicherweise nicht generell als schwer vereinbar mit modernen, pluralistischen Gesellschaften, sondern stoßen gerade im deutschen Transformationsfall aufgrund des innerdeutschen Chancengefalles auf besondere Schwierigkeiten.

6. Fazit

Insgesamt, auch über die hier vorgestellten Fälle hinaus, ergaben unsere Untersuchungen eine reiche Differenziertheit erwerbsbiographischer Deutungsmuster. Direkte Zuordnungen bestimmter Deutungsmuster zu den verschiedenen Ankunftspositionen in der neuen Gesellschaft waren nicht auszumachen. Die jeweiligen Ankunftspositionen erklären sich viel stärker aus den objektiven Chancenstrukturen innerhalb der neuen Beschäftigungsverhältnisse.

Als bemerkenswert erwies sich besonders die Verschiedenartigkeit, die Nuancierung der Prägungen durch Arbeit, Beruf, Kollektiv und Betrieb selbst in einer weitgehend vergleichbaren Herkunftsgruppe, woraus durchaus divergente Wahrnehmungs- und Handlungsmuster resultierten.

Hier sei nur auf wenige relevante Aspekte im Kontext unseres Interesses für die lebensweltlichen Einbindungen im Umfeld von Beruf und Erwerbsarbeit verwiesen.¹⁰

Trotz der vielfach thematisierten Ineffizienz und Irrationalität der volks- und betriebswirtschaftlichen Organisation in der DDR fanden wir unterschiedliche Identifikationsanker unserer Probanden (Realisierung anspruchsvoller Projekte,

¹⁰ Interessante Untersuchungsergebnisse für den Betrieb als sozialisatorischen Kern der DDR-Gesellschaft liegen beispielsweise auch für sächsische Industriebetriebe (Weil 1998) vor bzw. diese Thematik wird teilweise in Englers neuer Publikation (Engler 1999) für die Anfangsjahrzehnte der DDR spezieller aufgegriffen.

Bestätigung eigener Leistungsfähigkeit, kreatives Chaos-, Bastel-, Tausch- oder Nacherfindungsmanagement, Komplexität und Vertrautheit der Kollektivbeziehungen, hohe Kommunikationsintensität am Arbeitsplatz, Anerkennung individueller Talente im Kulturbereich). Durch solche Kontexte, in solchen Feldern scheint es vielfach gelungen zu sein, individuelle Entfaltungschancen wahrzunehmen und in einer Weise produktiv zu machen, die heute über Brüche und Unsicherheiten hinweghilft (Selbstvertrauen, Wertschätzung fachlicher Kompetenzen, pragmatischer Umgang mit „zweitbesten Lösungen“, Sicherheit durch soziale Einbindung). Darüber hinaus erklärt dies unseres Erachtens dann auch die im Kontext der Werteforschung aufgezeigte Assoziierung von „Leistung“ und „Erfolg“ selbst mit dem früheren Wirtschaftssystem.

Zugleich basierte die spezifische Art und Weise der Einbindung der Einzelnen in die Berufs- und Betriebswelt auf einer weitgehenden Konkurrenzlosigkeit zwischen den Arbeitenden, oft selbst zwischen Vertretern unterschiedlicher Hierarchien. Dies ist einerseits zu verstehen als die Kehrseite der ökonomischen Ineffizienz, der sozialen Entdifferenzierung (hier besonders: der fehlende finanzielle Anreiz für höhere Positionen) und der nur partiell individuell steuerbaren Aufwärts-Mobilitätspfade in der alten Gesellschaft (dies gerade für unsere Probanden-Generation - im Unterschied etwa zu den Bildungsaufstiegen noch ihrer Elterngeneration in der Nachkriegszeit). Dies bewirkte aber auf der lebensweltlichen Ebene die unproblematische Neigung zur komplexen Selbstintegration ins Kollektiv, die Entlastung von Positionskämpfen und die Entbehrlichkeit von Selbst-Inszenierungsattitüden (für letzteres gab es weder Anlaß, noch Raum, noch Medien, noch akzeptierte Leitbilder). Hieraus mag dann auch die posthume Wahrnehmung der DDR-Gesellschaft als die „menschlichere“ und „wahrhaftigere“ resultieren.

Schließlich waren diese lebensweltlichen Kontexte beruflicher Biographien unserer Probanden eingebettet in unterschiedliche Konglomerate weltanschaulicher Vorstellungen, die weniger explizit als implizit von einem materialistischen und aufklärerischen Weltbild und Gesellschaftsverständnis geprägt scheinen. Nicht die politischen bzw. ideologischen Losungen des Systems prägten die Wahrnehmungsweisen, sondern eher dahinterliegende, unbewußte, teils holistische und teils teleologische Überzeugungen (wie die von der prinzipiellen Erkennbarkeit der Welt, von der Durchsetzungsfähigkeit von Rationalität, Vernunft und technischem Fortschritt, von der strukturellen Verfaßtheit, Interessegeleitetheit und planerischer Gestaltbarkeit sozialer Verhältnisse).

Derartige Hintergrundüberzeugungen (eben Wahrnehmungs- und Deutungsmuster) können sich in bestimmten Segmenten der Transformation als Ressource (z.B. für strategische Kooperationsanbahnungen von Unternehmen) erweisen; jedoch sind damit auch latente Selbstblockaden beim transformatorischen Weg in die neue Unübersichtlichkeit, in die Risikogesellschaft unübersehbar.

Die Kombination dieser Prä-Dispositionierungen mit den tatsächlich in Ostdeutschland vorgefundenen Chancenstrukturen im doppelten Umbruch der Erwerbsverhältnisse lassen vielleicht einen dahingehenden Schluß zu, daß die Transformationspassage von den Ostdeutschen selbst weniger deutlich oder nur partiell als Individualisierungschance wahrgenommen wird (im Sinne breiter Selbstverwirklichung), sondern dominant eher unter dem Fokus des Individuierungsdruckes erscheint (Vereinzelung, Lösung sozialer Bindungen, Zwang zur Selbstinszenierung). Sich diesem Druck anzupassen gelingt letztlich den meisten gerade aufgrund der Pluralität ihrer Handlungsdispositionen.

Literatur

- Alheit, Peter (1994): *Zivile Kultur. Verlust oder Wiederaneignung der Moderne*. Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag.
- Bertram, Hans (Hrsg.)(1995): *Ostdeutschland im Wandel: Lebensverhältnisse – politische Einstellungen*. Opladen: Leske und Budrich.
- Bude, Heinz (1995): Die Differenz nach der Einheit: Deutsch-deutsche Transformationsprozesse. Eine Kolumne. In: *Merkur* 550, S. 61–66.
- Engler, Wolfgang (1995): *Die ungewollte Moderne. Ost-West-Passagen*. Frankfurt am Main; Edition Suhrkamp.
- Engler, Wolfgang (1999): *Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land*. Berlin: Aufbau Verlag.
- Gibas, Monika (1997): Es gibt ihn, den „Verbraucher Ost“. Eine Tagung zwischen Werbewirtschaft und Sozialwissenschaft. In: *Deutschland Archiv - Zeitschrift für das vereinigte Deutschland*, 30 Heft 2, S.289 – 291.
- Giesen, Bernd/ Claus Leggewie (Hrsg.)(1991): *Experiment Vereinigung. Ein sozialer Großversuch*. Berlin: Rotbuch-Verlag.
- Grabher, Gernot (1997): *Adaption at the Cost of Adaptability? Restructuring networks in Eastern German Regional Economy*. In: Grabher, G./Stark, D. (Hrsg.): *Restructuring networks in postsocialism. Legacies, Linkages and Localities*. Oxford University Press, p. 107 – 134.
- Hradil, Stefan /Edgar Pankoke (Hrsg. 1997): *Aufstieg für alle? Beiträge zu den Berichten der Kommission zur Erforschung des sozialen und politischen Wandels in den neuen Bundesländern (KSPW); Beiträge zum Bericht 2 „Ungleichheit und Sozialpolitik“*, Opladen; Leske und Budrich.
- Huinink, Johannes/ Karl Ulrich Mayer (1993): *Lebensverläufe im Wandel der DDR-Gesellschaft*. In: Joas, Hans/Kohli, Martin (Hrsg.): *Der Zusammenbruch der DDR. Soziologische Analysen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 151–171.
- Huinink, Johannes/Michael Häder (1998): *Der Einfluß des Alters und der Kohortenzugehörigkeit auf Kontrollverhalten, Zeitbewußtsein und Bedeutungszuweisung*. In: Häder, Michael/Sabine Häder (Hrsg.): *Sozialer Wandel in Ostdeutschland*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S.98 –122.

- Hunink, Johannes/ Mayer, Karl Ulrich, Martin Diewald, Heike Solga, Annemette Sorensen, Heike Trappe (1995): Kollektiv und Eigensinn: Lebensverläufe in der DDR und danach. Berlin: Akademie Verlag.
- Jessen, Ralph (1995): DDR-Geschichte und Totalitarismustheorie. In: INITIAL, N. 4/5, S. 17 – 24.
- Joas, Hans/ Martin Kohli (Hrsg.) (1993): Der Zusammenbruch der DDR. Soziologische Analysen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kaelble, Helmut/Jürgen Kocka/ Hartmut Zwahr (Hrsg. 1994): Sozialgeschichte der DDR. Stuttgart, Klett-Cotta.
- Köcher, Renate (1995): Ist die Marktwirtschaft nicht menschlich genug? Der Zweifel der ostdeutschen Bevölkerung an dem bundesdeutschen Wirtschaftssystem. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 16. August, Nr. 189, S. 5.
- Kohli, Martin (1994): Die DDR als Arbeitsgesellschaft? Arbeit, Lebenslauf und soziale Differenzierung. In: Kaelble, H. und J. Kocka und H. Zwahr (Hrsg.): Sozialgeschichte der DDR. Stuttgart, Klett-Cotta, S. 31 – 61.
- Kraemer, Klaus (1997): Entwertete Sicherheiten. In: Soziale Welt, Heft 4, S. 361 – 378.
- Lutz, Burkhard (1997): Arbeit und Betrieb. In: Berliner Journal für Soziologie, H.4, S. 435-443.
- Maaz, Hans-Joachim (1990): Der Gefühlsstau. Ein Psychogramm der DDR. Berlin: Argon.
- Matthiesen, Ulf (Hrsg.) (1998): Die Räume der Milieus. Neue Tendenzen in der sozial- und raumwissenschaftlichen Milieuforschung, in der Stadt- und Raumplanung. Berlin: Edition Sigma.
- Meulemann, Heiner (1998): Die Implosion einer staatlich verordneten Moral. Moralität in West- und Ostdeutschland 1990 – 1994. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 3, S. 411 – 441.
- Meuser, Matthias /Reiner Sackmann (Hrsg.) (1991): Analyse sozialer Deutungsmuster. Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Minx, Bärbel (1997): Berufsbiographien und Karrierebrüche von qualifizierten Erwerbstätigen vor und nach der Wende. In: Heinz, W. und Stephan Hormuth (Hrsg.): Arbeit und Gerechtigkeit im ostdeutschen Transformationsprozeß. Beiträge zu den Berichten der Kommission zur Erforschung des sozialen und politischen Wandels in den neuen Bundesländern, Beiträge zum Bericht 4 „Individuelle Entwicklung, Bildung und Berufsverläufe“, Bd. 4.3, S. 73 – 123.
- Mutz, Gerd u.a. (1995): Diskontinuierliche Erwerbsverläufe. Opladen: Leske und Budrich.
- Neckel, Sighard (1992): Das lokale Staatsorgan. Kommunale Herrschaft im Staatssozialismus der DDR. In: Zeitschrift für Soziologie, 4, S. 252-268.
- Neckel, Sighard (1995): Krähwinkel und Kabylei. Mit Pierre Bourdieu durch Deutschlands Kultursociologie. In: Merkur, Sonderheft, S. 935-942.
- Nickel, Hildegard-Maria (1992): Frauenarbeit in den neuen Bundesländern. Rück- und Ausblick. In: Berliner Journal für Soziologie 1, S. 39-48.
- Oevermann, Ulrich (1993): Die objektive Hermeneutik als unverzichtbare methodologische Grundlage für die Analyse von Subjektivität. In: Jung, T./Stefan Müller-Dohm (Hrsg.): „Wirklichkeit“ im Deutungsprozeß. Frankfurt am Main: Campus, S. 106 – 189.
- Pollack, Detlef/Gert Pickel (1998): Die ostdeutsche Identität – Erbe des DDR-Sozialismus oder Produkt der Wiedervereinigung? Die Einstellung der Ostdeutschen zu sozialer Ungleichheit und Demokratie. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament. B 41- 42, 2. Oktober, S. 9 – 23.
- Schwarz, Anna/Wolfgang Liebernicket/Dieter Lindig (1992): Neue Gründerzeiten? Die beginnende Konstituierung neuer Selbständiger in Ostdeutschland. In: Thomas, Michael: Abbruch und Aufbruch. Sozialwissenschaften im Transformationsprozeß. Berlin: Akademie-Verlag, S. 275 – 291.
- Schwarz, Anna/Gabriele Valerius (1998): Gleiche Chancen ungleich genutzt? Erwerbsbiographische Handlungsmuster von Ingenieuren im ostdeutschen Transformationsprozeß. In: BISS public Heft 26, S. 23 – 36.
- Sennett, Richard (1998): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin: Berlin Verlag.
- Soeffner, Hans-Georg (1989): Auslegung des Alltags – der Alltag der Auslegung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Srubar, Ilja (1988): Kosmion. Die Genese der pragmatischen Lebenswelttheorie von Alfred Schütz und ihr anthropologischer Hintergrund. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Thomas, Michael (1993): Die Wirkungsmacht sozialer Beziehungen im deutsch-deutschen Transformationsprozeß. In: BISS public 11, S. 25 – 37.
- Thomas, Michael (1997): Voraussetzungsvolle Passagen neuer Selbständiger im ostdeutschen Transformationsprozeß. In: Thomas, Michael (Hrsg.): Selbständige - Gründer - Unternehmer. Passagen und Paßformen im Umbruch. Berliner Debatte Initial.
- Valerius, Gabriele (1996): Neue Selbständige in Ostdeutschland. Zu einigen Momenten ihrer Struktur und Stabilität. In: Thomas, Michael (Hrsg.): Selbständige - Gründer - Unternehmer. Passagen und Paßformen im Umbruch. Berliner Debatte Initial, S. 77 - 94.
- Valerius, Gabriele (1998): Gleiche Chancen ungleich genutzt? Frankfurt (O.):FIT discussion paper 2/98.
- Weber, Mathias (1997): Wirtschafts- und Technologie-Netzwerk des Landes Brandenburg (WiTeNet): Projektmanagement. Abschlußbericht an das Ministerium für Wirtschaft, Mittelstand und Technologie des Landes Brandenburg, Berlin.
- Wehrich, Margit (1998): Kursbestimmungen. Eine qualitative Paneluntersuchung der alltäglichen Lebensführung im ostdeutschen Transformationsprozeß.. Pfaffenweiler: Centaurus Verlags-Gesellschaft.
- Weil, Francesca (1998): Soziale Verhaltensmuster in sächsischen Betrieben zwischen 1970 und 1997. In: Deutschlandarchiv – Zeitschrift für das vereinigte Deutschland. 31, Heft 4, S. 547 – 564.
- Woderich, Rudolf (1991): Auf der Suche nach der verborgenen Mentalität der Ost-Deutschen. In: BISS public I, S. 121-132.
- Wolle, Stefan (1998): Die heile Welt der Diktatur. Alltag und Herrschaft in der DDR 1971-1989. Berlin: Ch. Links Verlag.